

München – Schon früh wache ich auf und blicke von meinem Bett auf das große Fenster und die grauen Regenschleier dahinter. Ich kann mich immer noch nicht daran gewöhnen – an den ständigen Regen und den Wind, sogar im Juli. In Deir ez-Zor ist es jetzt heiß. Wir würden wahrscheinlich am Ufer des Euphrat schwimmen gehen, unterhalb der Jesr al Moalk, der beliebten historischen Hängebrücke, auf der an Sommerabenden zahllose Familien spazieren gehen. Die üppigen Grünflächen am Flussufer würden uns Schutz vor der brütenden Hitze gewähren. Dies war einst meine Oase.

Die Erinnerungen verfolgen mich, während ich an meine Stadt denke und die Nachmittage, die ich mit meiner Familie und meinen Freunden am träge dahinfließenden Fluss verbrachte. Jetzt lebe ich in meinem Zimmer, das mich vor dem Regen in Deutschland beschützt, aber meine Seele weilt noch immer am Ufer des Euphrats und der Stadt, die auf der Landkarte nicht mehr existiert.

Unsere Hängebrücke ist zerstört. Sie wurde im Mai 2013 in den Fluss geworfen, ihre lange Geschichte mit dem gemächlichen Strom des Flusses einfach fortgespült. Das Haus meiner Familie im Zentrum der Stadt, für dessen Erwerb mein Vater so hart gearbeitet hatte, wurde im Bombenhagel beschädigt, die Häuser von Freunden dem Erdboden gleichgemacht, ebenso wie meine Schule. Es gibt dort nichts mehr für mich.

Ich hatte mich auf meine Zukunft in Syrien gefreut. Ich hatte keine Ängste oder Sorgen, mit Ausnahme von Prüfungsangst vielleicht, die wir ja alle haben. Ich lernte fleißig, vor allem englische Literatur, da ich immer schon fasziniert von der englischen Sprache war. Ich hatte das Gefühl, dass mein Leben vollkommen war und eine aufregende Zukunft vor mir lag. Aber jetzt, im Exil im Ausland, weit weg von meinem Zuhause, fällt mir sogar das Aufstehen schwer. Jeden Tag aufs Neue brauche ich irgendeine Form von Ermutigung, um den Alltagstrott im Exil zu bewältigen, eine vollkommen neue Sprache zu erlernen und ein ganz anderes System zu verstehen. Ich habe das Gefühl, die Kontrolle über mein Leben verloren zu haben.

Der Krieg in Syrien hat mich an einen unbekanntes Ort gebracht. Er hat mich von all dem, was ich wusste und verstand, ausgeschlossen und mich in eine Welt voller Unsicherheiten verschlagen mit einer ungewissen Zukunft. Es gibt nichts, woran ich mich festhalten kann.

Ich trinke einen Kaffee, öffne meinen Laptop und lese die Nachrichten über die neuesten Ereignisse in Syrien. Auf Facebook findet man immer jede Menge Updates – Nachrichten über Kämpfe, Berichte über verschollene Freunde oder Verwandte, über Hunger, Krankheit, Angst. Jeder Bericht, den ich lese, jedes Foto, das ich sehe, entfernt mich mehr und mehr von meinen geliebten Kindheitserinnerungen, die immer mehr verwischen und an die ich mich verzweifelt klammere.

Meine Heimatstadt ist zum Mittelpunkt eines grausamen Krieges geworden. Einige Gegenden werden vom IS („Islamischen Staat“) kontrolliert, andere vom Regime, umzingelt von der undurchdringlichen Belagerung des IS. Menschenrechte existieren nicht mehr – unschuldige Zivilisten werden gezwungen, für Essensreste anzustehen, der Tod kommt aus der Luft, die Kinder können nicht mehr zur

Schule gehen. Man kann es noch nicht mal mehr als Existenz bezeichnen. Alle sind Gefangene und sitzen in einer Stadt fest, die von zwei Übeln erstickt wird.

Der Gedanke, dass die Menschen in der Stadt Hunger leiden, ist schwer zu ertragen. Als ich heranwuchs, gab es in Deir-ez-Zor immer genug zu essen. Ich erinnere mich daran, wie ich in die Schule gegangen bin, mit Freunden gespielt habe und die leckeren Gerichte, die meine Mutter zubereitet hatte, gegessen habe: Okra mit frischen Tomaten, saftiges Lammfleisch, kleine Kebabs, die über dem offenen Feuer geröstet und in einem warmen, weichen Fladenbrot serviert werden, süße *Al-Kilijih*, Kekse mit Datteln, die meine Mutter immer machte und die nach dem Fastenmonat immer frisch aus dem Ofen kamen.

Der Gedanke, dass meine Familie und meine Freunde jetzt kaum noch Zugang zu Nahrungsmitteln haben, ist unerträglich. Ich habe fast keinen Kontakt mehr zu ihnen – einige von ihnen kann ich seit Monaten nicht mehr erreichen. Aber wenn ich mir hier in Deutschland, wo ich alles, was ich möchte, im Supermarkt nebenan kaufen kann, ihre knurrenden Mägen vorstelle, krampft sich mein Magen schmerzhaft zusammen. Etwa aus Schuld oder Mitgefühl heraus? Ich weiß es nicht, aber ich kann unmöglich etwas essen, wenn ich weiß, wie schwer es für sie ist, ein Stück Brot zu finden.

Ich hätte mir nie vorstellen können, dass in meinem Land jemals ein Krieg stattfinden würde. Menschen, die in „Frieden“ leben, haben solch einen Gedanken einfach nicht. Aber als in Dera'a einige Menschen auf die Straße gingen, um zu protestieren, wusste ich, dass die Revolution meine Stadt bald erreichen würde. Ich hatte mich einige Tage vorher noch mit Freunden von der Uni getroffen. Es gab so viel Optimismus. In unseren schlimmsten Albträumen hätten wir uns nicht vorstellen können, dass unser Land von einem solch schrecklichen Krieg zerstört werden würde.

Schon bald darauf nahm ich an Demonstrationen teil. Trotz der Tatsache, dass die Sicherheitskräfte regelmäßig auf uns schossen, dachte ich nicht an die Gefahren, die mit der Teilnahme verbunden waren. Ich hatte nur Angst davor, wie mein Vater reagieren würde, wenn er erfuhr, dass ich an den Demonstrationen teilgenommen hatte. Er hatte mir immer wieder geraten, mich von der Politik fernzuhalten. Aber jetzt war alles anders – meine Generation hatte eine Aufgabe und es war nicht mehr an der Zeit, vor seinen Eltern Angst zu haben.

An jenem ersten Freitag stand ich mit Freunden vor der Moschee. Fünf Minuten lang herrschte Schweigen, dann rief jemand: „Syrien will Freiheit!“ Ich vermute, dass sich von diesem Moment an alles änderte. Mein altes Leben, das bisher voller Gewissheit gewesen war, existierte nicht mehr, ein neues Leben voller Verwirrung und Chaos begann.

Gewalttaten waren an der Tagesordnung.

„Das wird unser Land zerstören“, rief ich eines Abends aus, als unsere Gruppe sich im Haus unseres Freundes Abdulaziz Sheikh traf, um über die Revolution zu reden. (Abdulaziz war einer der bekanntesten Aktivisten in der Stadt und Mittelpunkt unserer Gruppe, bis er im September 2012 bei einem Bombenangriff starb.) „Wir müssen weiterhin friedlich sein und uns um politische Lösungen bemühen.“

Viele lehnten diesen Standpunkt ab. Freunde fingen an, mich zu kritisieren. Sie sagten mir, ich „hätte das Blut der Märtyrer preisgegeben“, ich sei ein Feigling und nicht in der Lage, das Land zu verstehen und hätte mich von Syrien abgekehrt.

„Aber das Blut unserer Märtyrer steht für Veränderung und wir brauchen weder Rache noch Vergeltungsmaßnahmen, um die Toten zu respektieren und zu ehren. Wir müssen uns bemühen, den Wechsel herbeizuführen und vermeiden, dass noch mehr Blut vergossen wird!“ Ich hatte das Gefühl, der Einzige zu sein, der diese Meinung vertrat – so als würde ich im Gegensatz zu allen anderen in der Stadt ein völlig anderes Lied singen.

Kurz darauf schloss ich mich einer Hilfsorganisation an. Meine Familie und ich, die wir im Juni 2013 aufgrund der Ausweitung der Kampfhandlungen gezwungen waren, unser Zuhause zu verlassen, waren unter der riesigen Anzahl Menschen, die von der Stadt aufs Land flüchteten. Die Menschen hatten alles verloren und waren weiterhin den Luftangriffen der Regierung ausgesetzt. Diejenigen, die die Kontrolle über das Gebiet hatten (die FSA-Rebellen=freie syrische Armee), taten alles, was in ihrer Macht stand: Sie gründeten Bäckereien, Kliniken und Schulen. Es war einzigartig – wie ein neues Syrien, das trotz der harschen Umgebung dort entstand; ein kleiner Keimling, der vorsichtig aus der unfruchtbaren Erde herausragte. Ich wollte unbedingt mitmachen.

Bald wurde ich zusammen mit meinem Bruder in die Türkei geschickt, in die schöne Stadt Urfa, bekannt für ihren *Balıklı Göl* (Abraham-Teich), wo Abraham von Nimrod ins Feuer geworfen wurde. Dort war ich für die Leitung des Hilfseinsatzes verantwortlich. Alle paar Tage fuhren wir medizinische Hilfsgüter über die Grenze in Gebiete, die nur schwer erreichbar waren. Welche Route wir auch nahmen: Immer kamen wir an zahllosen Flüchtlingslagern vorbei – Tausende von Zelten in einer trostlosen Landschaft. Aber sie dort zu sehen, gab mir irgendwie Stärke. Sie stärkten mich in meiner Überzeugung, dass der Überlebenswille der Syrer stärker ist als der Tod. Nach wie vor war ich davon überzeugt, dass früher oder später die internationale Gemeinschaft eingreifen würde, um dem Sterben ein Ende zu setzen.

Mit den Jahren begann mein Optimismus zu schwinden. Unser Leiden nahm kein Ende. Friedensverhandlungen kamen und gingen, aber die Syrer lebten weiterhin in überfüllten Lagern, die Kinder konnten nicht in die Schule gehen und den alten Menschen war es nicht vergönnt, ihr Leben friedlich im Kreise ihrer Familie zu beenden. Und als der IS in mein Land einmarschierte und Städte und Dörfer in Beschlag nahm, Journalisten ermordete und all jene, die versuchten, Hilfsgüter zu bringen, war alle Hoffnung in mir erloschen.

Eine Rückkehr nach Syrien war unmöglich. Als Mitarbeiter einer Hilfsorganisation würde man mich sofort umbringen. (Zwei gute Freunde von mir erlitten dieses Schicksal, sie wurden vom IS gefangen genommen, als sie medizinische Hilfsgüter nach Deir ez-Zor brachten, und verschwanden. Erst als wir die grauenhaften Fotos von den IS-Opfern herunterscrollten, wussten wir, was mit ihnen geschehen war). So saß ich in meiner Wohnung in der Türkei, verfolgte die Nachrichten und hoffte darauf, dass der IS besiegt würde und ich zu meiner Familie zurückkehren konnte. Ein Monat verging. Ein weiterer Monat. Sechs Monate. Ich hatte das Gefühl, unter Hausarrest zu stehen. Ich konnte nichts tun, was meinem Land hätte dienen können, und auch nichts, was mir selbst gedient hätte.

Was soll man tun, wenn man mit diesem Chaos konfrontiert wird? Es aushalten? In der Nähe seines Landes bleiben? Oder gehen? Soll man versuchen, sich ein Leben aufzubauen, damit man, wenn all das vorüber ist, etwas beizutragen hat? Diese Gedanken quälten mich monatelang – Fragen, wie ich gegenüber Syrien, meiner Familie und mir selbst loyal bleiben konnte.

Nach monatelangem Zögern beschlossen mein Bruder und ich, nach Deutschland zu gehen, illegal, auf dem Landweg durch Süd- und Mitteleuropa. Und jetzt sind wir hier, hin und hergerissen zwischen dem Wunsch, ein neues Leben aufzubauen, und dem verzweifelten Versuch, die Entwicklungen zu Hause und das Schicksal unserer Stadt zu verfolgen. Unser Leben ist verschwommen, konfus, unsere Körper und Seelen aufgespalten zwischen zwei verschiedenen Welten. Aber es gibt eine Konstante, und das ist unsere Identität als Syrer.

Auf einer Zugfahrt in Deutschland schaute ein Mann von der Lektüre seines *Spiegels* auf. Ich saß ihm gegenüber und versuchte, meine Deutschkenntnisse zu praktizieren, indem ich die Titelseite des Magazins las.

„Sie sind nicht von hier, nicht wahr?“, sagte er und schaute mich an. Ich erklärte ihm, dass ich aus Syrien sei. „Aus welcher Stadt kommen Sie denn?“, fragte er.

„Ich komme aus einer schönen Stadt namens Deir ez-Zor“, antwortete ich und lächelte, als ich daran dachte, wie ich einst an warmen Sommerabenden mit meinen Freunden auf der Hängebrücke um die Wette rannte.

„Oh! Sie sind aus dem Land des Kaliphats!“, lachte er und wandte sich wieder seinem Magazin zu.

Ich war völlig aufgebracht. Für ihn war ich kein Syrer, sondern stammte aus dem IS-Gebiet, aus einem Land, das von Männern regiert wird, die unsere Religion in ihrem Streben nach Macht manipulieren. Ich hatte meine Identität verloren.

Aber ich bin Syrer. Ich habe Syrien für Syrien verlassen, damit ich eines Tages nach Hause zurückkehren kann und etwas habe, um zum Wiederaufbau meines Landes beizutragen. Während der Regen gegen die Fensterscheibe in meiner Münchner Wohnung prasselt, bin ich mit meinen Gedanken am Ufer des Euphrats; in unserer Küche, wo ich mich gerade an den Tisch setze, um die von meiner Mutter gekochte Mahlzeit zu essen; in der Universität.

Ich weiß nicht, wie mein Leben morgen, nächste Woche oder nächsten Monat aussehen wird. Aber ich werde meinem Heimatland für immer verbunden bleiben. Wenn ich in Deutschland Kinder habe, werden auch sie mit Syrien verbunden sein. Wir werden die ethnischen und religiösen Spaltungen, die andere unserem Land zugefügt haben, überwinden und ein Leben lang nach Frieden streben – auch dann, wenn wir nicht in unserem Geburtsland leben können.

Syrien ist meine Vergangenheit und meine Zukunft.

Ameen Nasir